

SEBASTIAN RAHO

Mittagessen

DRAVA

Die Herausgabe dieses Buches erfolgte mit
freundlicher Unterstützung durch die Stadt Wien



Drava 

DRAVA VERLAG • ZALOŽBA DRAVA GMBH
9020 Klagenfurt/Celovec, Gabelsbergerstraße 5
Telefon +43(0)463 501099
office@drava.at
www.drava.at

Lektorat: Dr. Carsten Schmidt

Copyright © dieser Ausgabe 2018 bei Drava Verlag
Klagenfurt/Celovec
Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten

ISBN 978-3-85435-896-1

Meine Augen greifen nach meiner Uhr und sofort springen die Zeiger um zehn Minuten zurück. Im Büro will die Zeit nicht vergehen, aber zuhause wundert es mich, wie schnell sie verstreicht. Ein Bus brummt durchs offene Fenster hinein, aber noch lauter grollt mein Magen. Wie zum Hohn sehe ich von meinem Schreibtisch aus ein Lokal mit einer großen einladenden Glasfront. Die Menschen dahinter wirken alle frei und fröhlich. Sofort werde ich von einer großen Angst gepackt, dass in dieser Stadt bald alles aufgegessen sein wird.

Ich sitze vor meinem Computer. Ich versuche, beschäftigt zu wirken, klicke herum. Ich lasse meinen Blick aus dem Fenster gleiten. Mir fällt auf, dass der Zeitungsverkäufer schon wieder da ist. Dieser Mensch ist pünktlicher als meine Uhr. Er verkauft jene Zeitungen, die niemand wirklich haben will. Eine von denen, die faktisch als Spende gekauft wurden. Ich nehme an, dass er es aus Afrika irgendwie nach Europa geschafft hat. Mit Kappe und Funktionsjacke sieht er auf den ersten Blick wie ein Mitteleuropäer aus. Beständig dreht er sich, an den Vorbeigehenden orientiert, im Kreis wie eine Wetterfahne. Er gibt alles. Er will verkaufen. Er versucht, mit jeder Person Kontakt aufzubauen: „Hey man, wazzup?“, fragt er auf Amerikanisch. Er streckt jeder Person seine Hand hin: „How ya doin’?“ oder auch „Wazzup, my nigga?“ Eine Frage, die einen japanischen Touristen sehr verwirrt. Er gibt nicht auf. Frauen gegenüber verhält er sich viel zurückhaltender als Männern. Er verbeugt sich, aber zumeist gehen sie an ihm vorbei. Er tänzelt um sie herum. „Nice to see you!“

Bei Männern ist er hartnäckiger, nicht aggressiv, aber er will sich sichtbar machen, Blick- und Körperkontakt aufbauen, sie für sich einnehmen. Er bittet nicht, er bietet an. Falls jemand stehenbleibt, rattert er seine paar Sätze hinunter, als würde er einem Investor sein Start-up „pitchen“.

Er steht an einer guten Stelle, wo viele Menschen wegen der nahegelegenen Einkaufsstraße vorbeikommen. Neben ihm ist ein kleiner Durchgang, der durch die Häuserfront zur Parallelstraße führt. Er hat sich strategisch klug positioniert. „Good morning! How are you?“ Die meisten Leute weichen ihm aus, wobei sie angestrengt versuchen, ihn gar nicht erst wahrzunehmen. Er sagt aber gut gelaunt: Hier bin ich. Viele verneinen durch eine kleine Geste, manche lächeln ihn an, einige geben ihm Kleingeld. Er will keine Spenden, er will verkaufen. Das ist sein Job. Ein Mann gibt ihm die Hand, aber er geht weiter. Ein junger Mann kommt auf ihn zu und gibt ihm die Hand. Sie sprechen miteinander. Der Zeitungsverkäufer segnet den Mann, indem er ihm seine Hand auf die Brust legt und sich vor ihm verneigt. Wieder nichts verkauft. Er sucht die Gesichter ab. Wer könnte eine wollen? Eine Frau schickt ihr Kind zu ihm. Der Bub reicht ihm ein paar Münzen. „God bless you!“, sagt er zum Kind gebeugt. Das Kind läuft eilig davon. Er winkt dankend der Mutter zu. Touristen, schwerbeladene Männer mit Einkäufen, hübsche Frauen, alte Damen, Reiche, Arme... „Helloooo! Hi! How are you?“ Er will verkaufen. Er steht hier stundenlang jeden Tag.

Noch nie habe ich beobachtet, wie er eine Zeitung anbrachte. Seine Armut und sein Betteln akzeptieren die meisten Passanten wohlwollend. Er bekommt Almosen, aber ich glaube, viel lieber würde er den Leuten etwas geben. Vielleicht kaufe ich ihm heute eine ab.

„Es ist zwölf“, sage ich gewichtig in den Raum, als würde ich aus der Bibel zitieren.

„Ist es schon zwölf?“, fragt Tina.

Meine Kollegen hängen noch an ihren Bildschirmen. Beide schleppen sich herum, als hätten sie Gewichte umgeschnallt. Beide haben Ringe unter den Augen, wie geschwollene Aschespuren.

Beide sehen schläfrig aus. Nicht einschlafen! Ich will sie rütteln. Wer hier einschläft, wacht nie wieder auf! Also Augen auf, raus! Gehen wir. Wir haben eine Stunde.

„Es wurde also Mittag“, sagt Martin und sprang hoch.

Im Stiegenhaus ist es kühl, feucht und dunkel, als wäre ich aus seinem Sarg in eine Gruft gestiegen. Auf der Straße hingegen wirft sich das gleißende Licht verschwenderisch auf jede Oberfläche, es glitzert am Cabrio, glänzt am Nasenring einer tätowierten Frau, es schimmert auf meinem weißen Hemd. Die Hitze schmiegt sich pelzig an meine Haut wie eine zutrauliche Katze. Die Straße ist voll wie ein Karpfenteich. Uns kommen viele Menschen aller Art entgegen: Teenager auf Skateboards, Mütter mit schreienden Kindern im Kinderwagen, alte Damen, Punks, die um Geld betteln, Herren im Anzug am Telefon, die um Geld betteln, ein alter Gigolo mit engen Hosen und offenem Hemd. Viele kommen uns entgegen, zu viele, um sie aufzuzählen, zu viele, um sie sich zu merken.

Wir sind auf einer großen Einkaufsstraße, der größten der Stadt. In allen Erdgeschoßlokalen sind gläserne Auslagen, wo allerlei angeboten wird, allerlei kleine Träume könnte man sich hier erfüllen, Bienenwachskerzen und Honiggummibären, biologische Kräuter und Gewürze, maßgeschneiderte Jacken, Individualreisen, Räucherstäbchen und schicke Frisuren. Hier findet man alles, was man nicht braucht.

Wir sind auf der Suche nach Essen. Wir klappern die üblichen Lokale ab und schauen uns von außen die heutigen Menükarten an. Paprikahuhn? Nein. Gazpacho? Sicherlich nicht. Schnitzel? Nicht schon wieder. Wir wollen beim Taiwanesen essen, aber der Taiwanese ist leider voll. Weder innen noch außen ist Platz für uns drei.

Bei der Pizzeria gibt es nur Pizza Funghi, die so aussieht, wie ihr Namen klingt. Niemand von uns will sie essen. Der Besitzer

steht vor dem Eingang, grüßt uns einladend, aber beachtet uns bald nicht mehr, vielleicht schon die Zurückweisung erwartend. Wir stehen neben ihm und diskutieren gnadenlos, ob wir bleiben sollen oder nicht, ob wir die Pizza essen wollen oder nicht, all das in Hörweite des Lokalbesitzers – und als wir dann beschließen, weiter zu gehen, fühle ich mich untreu und undankbar. Ich fürchte mich davor, irgendwann völlig herzlos zu werden.

„Neuerdings haben sie Sandalen“, sagt Tina, als wir an dem hippen Schuhgeschäft vorbeigehen, über das sie sich gern belustigt. „Nur 250 Euro das Paar!“, sagt sie und zeigt im Vorbeigehen auf die Auslage. „Angeblich sind die *der* Exportschlager.“

Das Geschäft liegt an einer Straßenecke und hat an zwei Seiten hohe Glasfenster. Innen sieht man polierte Holzregale, die bis hinauf zur hohen Decke reichen, auf denen einzelne Schuhe sitzen, sie liegen selbstgefällig da wie Perserkatzen, jeder Schuh ein Kunstwerk für sich.

„Schuhe mit Loch kosten extra“, sagt Martin und zeigt auf einen Schuh, der auf einem Podest ruht. Er ist durchlöchert und mit Farbe bespritzt, als wäre er von einem Bauarbeiter schon eingetragen worden.

Während wir am Schuhgeschäft vorbeigehen, kommen zwei Männer hinaus. Sie sehen sich ähnlich, wie ältere und neuere Bautypen derselben Person. Beide tragen teure Schuhe und einen rötlichen Stoppelbart, der Eine sieht aus wie ein modebewusster Cowboy, der Andere wie ein adliger Tänzer. Sie sind ganz offensichtlich miteinander verwandt.

Einen von ihnen erkenne ich wieder. Aber ich kenne den Mann nicht von hier, eigentlich kenne ich ihn nicht, ich weiß nur einiges über ihn und verbinde ihn mit meiner Vergangenheit. Ich war überrascht, ihn hier zu sehen, etwa so, wie es mich immer wieder überrascht, im Sommer Krähen krächzen zu hören, denn

Krähen existieren für mich nur in den Jahreszeiten Herbst und Winter – und seine Person, die existiert für mich nur an einem ganz anderen Teil dieser Stadt. Aber als sie an uns vorbeigehen, sehe ich diese extravaganten Schuhe an ihren Füßen und neben ihnen das extravagante Schuhgeschäft, und da wurde mir sofort klar, was er hier zu schaffen hat.

Dieses Schuhgeschäft wurde von einer Schusterdynastie betrieben, die ihre Schuhe in dieser Stadt herstellten und auch hier verkauften. Aus einem kleinen Schuhgeschäft, wahrscheinlich haben ihre Großeltern es gegründet, wurde eine Schuhgeschäfts-kette. So wie das bei Dynastien ist, erbten vor einigen Jahren zwei Brüder das Imperium, diese zwei Männer, die eben aus dem Geschäft kamen.

Der Familienbetrieb besitzt von früher noch überall in der Stadt kleine und große Geschäfte in bester Lage. Eines bei der Opernpassage, ein anderes bei der großen Bahnstation vor der Uni – und auch hier, an der Einkaufsstraße, wo ich arbeite.

Weil ihre in Maßarbeit hergestellten Schuhe heutzutage kein Produkt für die Masse sind wie früher, sondern nur für erlesene Kunden, die bereit sind, viel Geld zu zahlen, brauchte es die vielen Lokale nicht mehr. Die vielen Ladenlokale, wo früher Schuhe ausgestellt und verkauft wurden, sind verwaist, leer oder Kebab-Buben.

Soweit ich weiß, dürfte einer der Brüder, der eine, den ich nicht kannte, sich mehr für Schuhe begeistert haben als der andere, den ich kannte. Jener interessierte sich für die kleinen Geschäftslokale und weniger für den Schuhverkauf darin. Sie standen leer. Was tun damit?

Eines dieser kleinen Lokale lag besonders günstig, das bei der Universität. Wenn man an der Uni vorbeiging und die Straßenbahngleise kreuzte, dann die Rolltreppe hinunter spazierte, wo noch mehr Straßenbahnen fahren, vorbei an den Menschenmas-

sen, die zur U-Bahn eine Etage tiefer strömten, fand man dort, mitten im Getümmel, an einem hellen, weiten Durchgang, im Gewirr von Straßenbahnen und Menschen, vor ein paar Jahren nur Staub und Lederfetzen hinter einer großen Glasfront. Der Schustersohn ließ den Laden von minimalistischen Architekten renovieren, stellte helle Holzbänke hin, eine gute Kaffeemaschine – und verkaufte statt Schuhen fortan Kaffee. Ausgezeichneten Kaffee. In Stoßzeiten steht man Schlange.

So rebelliert man in einer Unternehmerfamilie.

Das kleine Lokal besteht aus einem winzigen Raum, wo der Kaffee gebrüht wird, wo das Personal steht und bedient. Man kann ihn im Lokal trinken oder in einem Pappbecher mitnehmen. In einem weiteren Raum mit Sitzgelegenheiten, der nicht größer ist als ein durchschnittliches Badezimmer, kann man den Grundfesten der Zeit bei der Arbeit zusehen. Hinter einer großen Auslage versteckt sieht man das Treiben des geschäftigsten Bahnhofs der Stadt. Ebbe und Flut. Morgenverkehr, Abendverkehr. Unten brummt unsichtbar die U-Bahn, dichte Mensentrauben fließen aus dunklen Gängen. Durch die große Glasscheibe beobachtet man, wie Straßenbahnen ein- und ausfahren, wie die Leute zur Arbeit in der Innenstadt eilen, Einkaufstaschen schleppen oder zur Uni traben. Sie wirken wie einzelne Elemente eines Stromes. Der Schuhgeschäfts-Erbe, der jetzt Kaffeehausbetreiber ist, dreht gern Jazz auf. Der Kaffee ist heiß und stark und gut, im Winter ist es dort warm.

Das alles liegt am anderen Ende der Innenstadt und nicht hier, wo ich mit meinen Kollegen am Schuhgeschäft vorbeigehe.

Dieses Kaffeehaus und somit auch diese Schuhe verbinde ich mit einer Frau, die an einer dieser Straßenbahn-Linien wohnte, die zu dem Innenstadt-Bahnhof führten – aber in Gedanken ist sie auch jetzt hier beim Schuhgeschäft –, denn sie hat mir dieses kleine Kaffeehaus gezeigt. Wir waren Studenten. Teenager. Mit

ihr bin ich hierher gegangen. Noch heute, wenn ich dort Kaffee kaufe, schwirrt sie in meinem Kopf herum. Der Ort gehört seitdem ihr. Das Schuhgeschäft neben meinem Büro gehört jetzt gewissermaßen auch ihr. In Städten kann man Orte besitzen, ohne Anspruch auf Eigentum zu haben.

Morgens neben ihr aufwachen, war aufregend. Der Verkehr dröhnte durch die dünnen Fensterscheiben in ihr Zimmer. Sie wohnte neben einer Schokoladenfabrik. Am Morgen lagen neben ihrer Haustür einzelne Kakaobohnen verstreut. Ein surrealer Anblick im mitteleuropäischen Winter. Müde schlepten wir uns damals zur Uni. Wir schliefen kaum. Wir liebten uns, wir planten, wir träumten. Wir stiegen in die Straßenbahn, die Augen voll Schlaf. Wir lehnten aneinander. Dösten. Der Schlaf wurde fortgesetzt und mit der Fahrt verwoben. Die Straßenbahnfenster innen beschlagen. Das dumpfe Murmeln der Leute. Ein kollektives Erwachen kurz vor der Endstation. Wir hielten uns fest. Bald werde man sich trennen und in getrennte Hörsäle gehen.

Aber bevor wir in die Uni gingen, standen wir vor dem kleinen Café des Schusters (damals wusste ich noch nicht, wem das Lokal gehört, aber ich erinnerte mich vage daran, dass hier früher Schuhe ausgestellt wurden) und tranken diesen Kaffee, sie mit viel Milchschaum, ich kippte einen Espresso. Der Morgen ratterte und dröhnte. Aktentaschen und Anzüge flitzten vorbei. Die Sonne ging auf, ein entferntes rotes Glühen. Liebe und Koffein, beides lässt Herzen am Morgen schneller schlagen. Die heiße Bitterkeit des Kaffees auf meiner Zunge war das Abenteuer des Lebens.

Die Beziehung endete nach ein paar Jahren. Mit dem Beziehungsende verschob sich mein ganzes Gefühl für den Ort, wo das Café stand, das ganze Freiheitsgefühl des frühen Erwachsenenalters wurde mit einer Melancholie des Verlusts glasiert. Ohne sie war dort Kaffeekaufen nicht mehr schön, der Ort wirkte häss-

lich und grausam. Mit ihr sah ich dort das wilde, grüne Gestrüpp auf der Verkehrsinsel zwischen den Gleisen, die winterliche Sonne morgens im Himmel schimmern, aber ohne sie bestand die Bahnstation nur aus Lärm, Beton und Tauben. Verlust der Jugend. Verlust der Liebe. Verlust einer Zukunft. All das saugte dieser Ort auf und gab es jetzt wieder preis. Das kleine Café spie diese Erinnerungen wie ein Vulkan in die ganze Stadt. Was früher ein Grenzstein zwischen verschiedenen Lebensabschnitten war, ist jetzt eine steigende Flut. Was früher eine Grenze war, wurde flüssig – und ich werde von diesen Erinnerungen mitgeschwemmt. Ein Ort ist viele Orte.

Sie, deren Gegenwart ich damals verlor, zeigte mir dieses Kaffeehaus. Es ist ihr Lokal, das ist unabänderlich so. Sie hat die Spur in den Sand gezogen. Und jetzt griff sie aus dem Café, aus der Vergangenheit empor, nach meinem Alltag.

Städte sind grausam, weil sie nichts vergessen. Niemand kann sich aussuchen, was sich aus der Vergangenheit in die Gegenwart rettet, niemand entscheidet darüber.

Lange ging ich nicht zu dem kleinen Kaffeehaus bei der Uni. Zu schmerzhaft war solch eine Wiederkehr. Aber ich zeigte es im Vorbeigehen einer Freundin, die nach Jahren wieder in die Stadt zurückgekehrt war. Bald merkte ich: Auch sie war bald an den Ort gebunden – oder vielleicht verlangte der Ort nach ihr? Ich kann ihre Geschichte jetzt nicht erzählen, aber sie saß bald viele Stunden hinter den großen Glasscheiben, nach Vorlesungen las sie dort einsam, in Gegenwart des vorbeiziehenden Menschenstromes, oder starrte aus dem Fenster. Das Lokal nahm sie auf. Sie aber, diese Freundin, sie weiß sich in jede Form der Geschichte einzugraben, sei es im offenen Buch oder auf weiter Straße. Sie erzählte mir bald von der Schuster-Dynastie, von den zwei Brüdern und den leeren Geschäftslokalen. Als sie mir all das erzählte, wurden verschiedene Zeiten, verschiedene freischwebende Ge-

schichten in mir zusammengebunden, das Café des Schusters an das Schuhgeschäft, die Universität an die Einkaufsstraße, meine Studienzeit an meine Arbeit, aus einer alten Vergangenheit wurde eine neue Zukunft. Heute, wenn ich am Schuhgeschäft vorbeigehe, fühle ich, dadurch ein Stück dieser Stadt wiedergewonnen zu haben – eine Achse, die quer durch die Innenstadt und durch meine Biografie führe – und ich kann einen verrissenen Entwurf meiner selbst wieder als Teil meiner Identität annehmen.

Wir wollen Mittag essen. Wir haben nur eine Stunde. Wir suchen. Wir kommen an einer kleinen, dunklen Spelunke vorbei, in die mein Kollege gerne geht. Er geht gerne in das Lokal, aber nicht wegen des Essens. Die Qualität der Speisen ist dort, um höflich zu bleiben, eher durchschnittlich. Im Lokal selbst ist es zu verraucht, um als Nichtraucher ohne technische Hilfsmittel atmen zu können, aber im Sommer stellen sie neben dem Gehsteig einen netten hölzernen Gastgarten auf. Dort sitzt man recht gut.

Wir erfreuen uns fast täglich daran, wie sie ihr Mittagsmenü anschreiben. Die Besitzerin schreibt nie das Wort „Suppe“ aus, sie kürzt es immer mit s und Punkt ab. Spargels. Gulaschs. Zwiebels. Zucchini. Frittatens. Heute gibt es Erbsens. mit Backhendlsalat.

Der Gastgarten ist halbvoll mit Menschen, die in Sauce ersoffene Backhendl-Stücke zerteilen.

„Heute gibt es Hendls“, sagt Martin. „Schaut ja lecker aus.“ Er lacht laut. Er meint das Gegenteil.

Ich frage mich, ob die Leute, die essend nur wenige Meter neben uns sitzen, Martin gehört haben – gehört haben, wie er über ihr Essen urteilte und somit auch über sie.

Das Lokal wird gerne von den hiesigen Müllmännern und Bauarbeitern besucht. Die joviale, beleibte Besitzerin kennt fast alle ihre Gäste beim Vornamen. Den Stammgästen bringt sie, sobald sie erscheinen, ungefragt ein Bier. Fast alle trinken hier

mittags Alkohol. Auch ein älterer Herr, der einen zerzausten Hufeisenbart, Sombrero und eine offene Lederweste mit Schlangensymbolen trägt. Weil sein Oberkörper nackt ist, dürfen wir seinem kugeligen Bauch beim Verdauen zusehen. Ihm gefällt es hier. Natürlich. Was für ein Mensch isst schon gerne dort, wo es ihm nicht schmeckt?

Martin nötigt uns immer wieder, hier zu essen. Ich erinnere mich noch mit Entsetzen an die Lasagne, die wir einmal essen mussten, die aus dicken, teigigen Fleischklumpen bestand, die nach aufgetauter Gefriertruhe schmeckten. Martin hatte die ganze Zeit über die Ekelhaftigkeit der Speise gelästert und gekichert, während Tina und ich lustlos herumgestochert hatten, unschlüssig, ob wir nachmittags lieber Hunger oder Gastritis haben wollten. Als die Besitzerin die Teller abräumte, hatte Martin das Essen über jedes Maß hinaus gelobt, gelobt und nochmal gelobt. „Ausgezeichnet!“, sagte er, und „À la bonne heure!“

Sie hatte nicht bemerkt, dass solch ein überschwängliches Lob über den Umweg der Lächerlichkeit eine vernichtende Kritik war und sich gerührt gefreut, dass es ihm so gut geschmeckt hatte, was das Ganze für Martin noch unterhaltsamer machte. Er wollte seitdem jeden Tag dorthin gehen.

Martin ist kein böser Mensch. Er ist ein Zyniker.

Was Martin so an diesem Lokal anzieht, speiste sich aus einer Mischung aus ehrlicher Neugierde, verstecktem Neid und auch unverhohlener Herablassung. Neugierde, weil es so klar ist, dass dieses Lokal nicht unserem Stand entspricht, denn wir sind hier fremd wie in einem fremden Land. Wir sind keine Müllmänner, die mittags Bier trinken, wir sind Yuppies, die taiwanesisches „Street Food“ essen. Uns geht es beim Essen nicht nur um Kalorienaufnahme, sondern um Entertainment, wobei die Kellner, die Speisekarte und das Lokal appetitlich wie ihr Essen auszusehen haben. Wir sind voller Neid, weil wir in unserer

sozialen Stellung einbetoniert und gefangen sind so wie jeder andere auch. Aber bei allen Nachteilen eines Lebens am unteren Ende des sozialen Spektrums: Es wirkt zumindest nicht ganz so langweilig wie unseres. Denn wenn man im Sakko selbstwichtig durch die Straßen flattert und beständig berechnet, wann man sich endlich eine Eigentumswohnung leisten konnte – im Grünen oder zumindest im Dachgeschoß, bitte –, ist man doch längst ein abgehobener Windbeutel, der von seinen Mitmenschen und allen gemeinsamen sozialen Fragen entfremdet ist – dazu verdammt, in seiner sozialen Sekte zu veröden, verloren in einem winzigen Ausschnitt der vollen, weiten Realität. Und weil der Weg nach oben steinig und versperrt ist und die Dachgeschoßwohnung im Eigentum außer Reichweite liegt, bleibt somit nur Stagnation und die Angst vor dem eigenen Abstieg. Wenn es schon nicht nach oben weitergeht, kann man wenigstens kräftig nach unten spucken.

Die Zeit wird knapp, wir gehen in das nächstbeste Lokal.

Direkt gegenüber ist die „Braustube“. Das hausgebraute Bier kannten wir nur zu gut, aber wir hatten dort noch nie zu Mittag gegessen, sondern uns dort bislang nur nach der Arbeit besoffen.

Tina liest das Menü vor: Hühnerschnitzel, Schnitzel vom Schwein, Spareribs (½ Portion), Schweinsbraten, Knödel mit Speck...

„Wahnsinn, die haben kein vegetarisches Menü“, sagt Tina. „Sogar auf den Knödel haben sie Speck gegeben.“

Wir gehen durch den großen Torbogen in das Lokal. Man steigt von der Straße ein paar Stufen abwärts. Durch eine schwere Holztür gelangt man ins Innere. Flaches gelbes Licht torkelt durch eine Dachluke in den menschenleeren Raum. Da es eher ein Abendlokal ist, riecht es nach dem gestrigen abgestandenen Rauch und dem ausgedünsteten oder verschütteten Alkohol.

In der Mitte des Raumes ist eine große, eckige Barlandschaft um die jetzt verwaiste Hocker und Tische stehen. Vom großen Hauptraum führen Treppen zu Kojen, Nischen und zu weiteren kleineren Räumen, die vom Hauptraum nicht einsichtig sind. Wir gehen durch den leeren Innenraum in den Gastgarten.

Der Innenhof ist ruhig, kühl und schön. Etwa 20 Tische sind von einer Mauer und einem weiteren Gebäude eingefasst, das – natürlich – in Schönbrunner Kaisergelb bemalt ist und eine schwülstige Stuckfassade hat.

„Da kriegt man richtig Lust auf Salat...“, sagt Tina und deutet nickend zu unserem Tischnachbar, einem Mann mit enormer Leibesfülle, der Bier trinkt, Schnitzel isst und Nachspeise bestellt. Ihm gegenüber sitzt eine zierliche Frau.

Der Kellner bringt uns die Karte, die auf Deutsch, Englisch und Russisch gehalten ist. Neben dem Wort Schnitzel ist ein Foto von einem Schnitzel. Wir bestellen alle Schnitzel.

„Von Touristen wird dieses Lokal total gehypt“, sagt Martin und schüttelt seinen Kopf. Es sitzen tatsächlich einige Menschen mit Karten und Kappen an den Nebentischen.

Von meinem Platz aus habe ich einen guten Ausblick auf die uns umschließenden Wohnbauten. Oben auf den Dächern sind gepflegte Balkongärten angelegt, aus denen Blumen in die Höhe wachsen oder herabhängen; ein buntes Gewirr aus blühendem, Lavendel und anderen Blumen – Spross inniger Zuwendungen, geordnet über den vielen Fensteraugen wuchern und blühen sie; ein rotgelbes Feuermeer aus Tagetes sehe ich und violette Veilchen wachsen um einen Sonnenblumenstrunk herum. Dessen florale Sonne wippt oben im Wind, biegt sich gutmütig herab zu irgendwelchen bunten Blättern, die sich mit Narzissen oder Margeriten, wie alte Damen mit farbigen Hüten um Lufthoheit streiten; ein Schilfgürtel öffnet faul seine Arme zu der Mauer hin – und all das im fünften oder sechsten Stockwerk. Hinter der Mauer, die uns

vom Nachbargrundstück trennt, erheben sich großen Bäume, die so mächtig sind, dass sie an einen kleinen Wald denken lassen. Die Dachgeschoßwohnungen gefallen mir gut.

Martin beginnt von Feuerwehrfesten und von billigem Wein zu schwärmen – und die Musik...! und bis drei in der Nacht hätten sie getanzt...und das Leben war schön...

Martin ist Riesenfan einer Band. Er geht auf fast jedes Konzert, um sich über sie lustig zu machen, aber insgeheim liebt er sie. Tina sieht mich leidend an und verdreht die Augen, denn wir beide hassen diese Band, aber Martin liebt sie. Er liebt sie so sehr, dass er ihnen wie ein Groupie nachreist und sie bestimmt schon 50 Mal live gesehen hat, was irgendwie schon wieder rührend ist. Martin fährt auf fast jedes Zeltfest, jeden Kirtag, jedes Straßenfest und augenscheinlich auch Feuerwehrfeste, wo sie auftreten.

Hier in diesem Lokal sitzend, wo alles gefälscht ist, wo Tradition und Kultur bloß ein Marketinggimmick für Touristen sind, wird Martins Verhalten aber irgendwie verständlich, obwohl das seinen Musikgeschmack nicht rechtfertigt. Ihm gefällt diese Band, weil sie irgendwie echt wirkt: Die Musiker stammen aus dieser Stadt, sie schreiben Lieder über diese Straßen, sie spielen größtenteils auf kleinen, beschissenen Festen, wo der Plebs das Tanzbein schwingt, sauft, grölt und sich im Gebüsch vermehrt; alle zusammen besingen und betanzen sie denselben abgetretenen Grund unter demselben Himmel, der nur für sie, für die heutige Nacht, nur für den Zweck des Rausches erschlossen worden ist; alle sprechen Dialekt, auch die Lieder sind nicht auf Hochdeutsch. Was der Sänger singt, steht in keinem Duden – und irgendwann im Suff des Mondes entsteht eine flüchtige Polis aus diesen echten Gesten, Blicken und Worten, die dann im Morgengrauen wie eine rauschige Motte davon flattert. Das Gefühl von Gemeinschaft aber schwindet nicht so schnell wie die Nacht. Man um-

armt sich fremd, tanzt und löst sich verschwistert, man hat sich zugeprostet als freier und gleicher Mensch, gemeinsam gesungen, denn alle kennen die Texte, alle kennen die Lieder – und Martin bekommt nicht genug davon, denn dieses Eintrachtsgefühl war selten und mitnichten die Grundlage dieser Gesellschaft, so wie man es vielleicht glaubt oder hofft.

So stelle ich mir das zumindest dort vor. Ich war noch nie dabei.

Aber was Martin erzählte, bekommt nochmals ein besonderes Gewicht, nachdem wir gezahlt haben und durch das Lokal nach außen gehen. An seine Worte denkend, fällt mir der seltsame Innenraum des Gasthauses auf, den wir vorher nur eilig durchquert haben. Vielleicht weil der Raum äußerst leer ohne seine Menschenfüllung wirkt, drängt sich dessen geschmacklose Einrichtung dem isolierten Betrachter doppelt deutlich auf: Vielleicht auch, weil einem als Europäer auch ein snobistischer Spürsinn für kulturelle Authentizität und dessen Gegenteil mitgegeben wird, vielleicht ist es auch einfach die Klassengesellschaft, die hier zu Wort kommt. Jedenfalls erscheint mir das Lokal wie eine unambitionierte Fälschung eines traditionellen Gasthauses. Was ist echt? Was ist falsch? Was ist schon traditionell? Keine Ahnung, aber dieses Lokal ist zu einem Gasthaus, was Las Vegas zu einer Stadt ist: Der Schriftzug des Lokals ist in Pseudo-Frakturschrift geschrieben, an der Wand hängen alte Werbungen, die auf Blechscheiben gedruckt sind; Weinfässer und bemaltes Porzellan stehen als Deko herum; der Raum wirkt wie ein Kellergewölbe, aber schnell erkennt man, dass die Wände nicht aus massiven Steinen bestehen, sondern aus flachen Fliesen, die auf die Oberfläche geklebt sind, des Effekts willen. Auf den Tischen stehen bayrische Maßkrüge, die Besteck aufbewahren und an der Wand hängen peppige Sprüche und Schriftzüge á la „Home Sweet Home“, die keinen Bezug zum Ort haben, völlig willkürlich gewählt und auf-

gehängt. Das Lokal versprüht eine „Ästhetik“, die aufdringlich in Richtung des größtmöglichen Klischees zustrebt, dabei niemals bemüht, tatsächlich echt oder alt zu wirken. Vielmehr ist es ein ganz bewusster Schein, der hier aus verschiedenen Einzeldingen wild zusammengewürfelt ist – nicht im Sinne einer Collage oder eines Medleys, das wäre schon ein bewusster Akt – sondern die Dekoration wurde deshalb ausgewählt – Bilder, Fässer, Krüge – weil diese Objekte einen leicht erkennbaren Vergangenheitsbezug aufweisen, aber keiner konsistenten Tradition entspringen, außer der Kultur der Massenproduktion und des Kitsches. Alles hier bezieht sich auf eine Vergangenheit, die niemals so gewesen ist – in dem Sinne war durch dieses Lokal zu schreiten wie durch ein ver-räumlichtes neo-konservatives politisches Manifest zu spazieren – also durch eine Gegenwart, die eine willkürlich verklärte Vergangenheit für die niederen Zwecke einer glorreichen Zukunft missbraucht.

Vielleicht ärgert mich dieses Lokal so, weil es mir meinen gegenwärtigen politischen Zustand vor Augen führt. Über Martin belustige ich mich, weil er versucht, genau das auszugleichen, was mir fehlt: Eine bedeutsame Gebundenheit an diesen Boden und Teil einer Gemeinschaft zu sein, nicht bloß Oberflächenbewohner dieser Stadt. Ich lese in Zeitungen von Syrien, von Amerika und von Anzugträgern im Parlament. Aber alles, was ich berühre, besitze, gar tue, scheint fertig verpackt, ohne mein Zutun, aus einer unbestimmbaren Ferne mir zugeschickt. Auch Demokratie ist eine mir rätselhafte Aktivität, die mich nur peripher betrifft, obwohl ich mich als politisch erachte: Ab und zu wähle ich, ab und zu demonstriere ich oder schreibe einen bösen Brief, aber letztendlich bin ich ein aus der Ferne angeordnetes Objekt, das auf der Oberfläche dieser Stadt festklebt wie diese falschen flachen Fliesen in dem Kellergewölbe da unten. Mir scheint, ich bin Ausdruck einer Zivilisation, die sich tiefgründig und mehrdimen-

sional wähnt – aber letztendlich sind wir eher wie diese Fliesen,
mehr der Erscheinung von Relevanz verpflichtet als irgendeiner
tragenden Funktion.

* * *